

Thomas Meyer

Ein denkwürdiger Sozialdemokrat

Die Erinnerungen von Tony Judt

Thomas Meyer

(* 1943) ist Professor (em.) für Politikwissenschaften an der Universität Dortmund und Chefredakteur der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*. Zuletzt im VS Verlag erschienen: *Soziale Demokratie. Eine Einführung* und: *Was ist Fundamentalismus?*

thomas.meyer@fes.de



Es schien kaum möglich: Tony Judt hat alle noch einmal überrascht. Nach seinem fulminanten Essay *Ill Fares the Land*, im Zustand völliger Lähmung, sogar der Atmung, diktiert, sind nun auf Deutsch seine zur gleichen Zeit entstandenen biografischen Rückblicke *Das Chalet der Erinnerungen* erschienen. Schon der Titel ist aufschlussreich und ein Schlüssel zum Verständnis dieses eindrucksvollen Buches. Im Unterschied zu jenen Gedächtnistechniken (ohne die der Autor in seiner Lage ja verloren wäre), die einen Palast der Erinnerungen errichteten, um Gedanken, Erlebnisse, Erfahrungen jeweils mit einem markanten Raum zu verbinden und dadurch allzeit abrufbar zu bewahren, begnügt sich dieser Autor mit einem Chalet der Erinnerungen. Eine jener bequemen, übersichtlichen Schweizer Holzvillen, in denen er als Kind mit seinen Eltern des Öfteren Urlaub verbrachte. Es bleibt ihm mit seiner Atmosphäre und seinen Gästen stets heimlich präsent. Den Räumen und Situationen dieses Ortes lebendiger Erinnerung ordnet der am Schreiben Gehinderte nun seine eigenen Lebenserinnerungen zu, wo er sie jederzeit gezielt abrufen kann. Sie sind, wie schon der Essay und die meisten anderen Texte des Autors, in anschaulicher Sprache knapp und brillant formuliert. Die kurzen Stücke, von denen man sich vorstellen kann, dass sie jeweils in einer Nacht gefasst und

anderntags diktiert wurden, umfassen die ganze Lebenszeit des Autors, beginnend mit seinem gegenwärtigen Fatum, dann zurück in die frühen Kindheitstage in Londoner Stadtvierteln der unteren Mittelschicht und die denkwürdigsten Stationen und Erfahrungen dazwischen.

Die Gliederung folgt auf lockere Weise der biografischen Lebenszeit, ohne sich ihr zu unterwerfen. Im ersten Teil geht es vor allem um Erfahrungen aus Kindheit und Jugend. Der zweite enthält Stücke aus der Zeit des Studiums, des Engagements in einem israelischen Kibbuz und als Universitätslehrer. Der letzte schließlich handelt in und von den USA, Judts letzter Wahlheimat, besonders von New York, dem er mit wenigen eindrücklichen Strichen ein Denkmal der Zuneigung, fast Bewunderung setzt. Das gilt vor allem der Kunst dieser Stadt, eine beispiellose Vielfalt von Kulturen und Lebensentwürfen zu beherbergen.

Sozialdemokratischer Konservatismus

Die Texte lassen nirgends Spuren von Weihrauch am eigenen Bild für die Nachwelt entdecken oder von Versuchen, am Ende gegen alle Recht behalten zu wollen. Obgleich Tony Judt in mehr als einer Hinsicht derlei durchaus in Anspruch nehmen könnte, wie eher zwischen als in den Zeilen, vor allem an seinem Verhältnis zur Linken, speziell jenen des Dritten Wegs, deutlich wird. In einem sozialdemokratischen Haus ostjüdischer Abkunft aufgewachsen, waren ihm die intellektuelle Sympathie und das beherzte Eintreten für die Sache der Linken in einer radikalen sozialdemokratischen Observanz schon früh zur Selbstver-

ständigkeit geworden. Obgleich allzeit mit großer Neugier für das Denken, die Sichtweisen und das Leben der Anderen ausgestattet, hat er sich weder in seiner Pariser Zeit – als Student am bewunderten Elite-Institut *École normale supérieure* – von der praxislosen und lebensfernen Pariser Intellektualität beeindrucken lassen, noch von der, wie er es sah, ihr in dieser Hinsicht ganz ähnlichen 68er-Generation. Er ist dem stets treu geblieben, was er für die konsequente und realistische, aber in ihren Normen unkompromittierbare sozialdemokratische Position hielt. Das gilt vor allem auch gegenüber den Versuchen der Helden des »Dritten Weges«, Bill Clinton und Tony Blair, entgegen ihren rhetorischen Bekenntnissen den Märkten allzu viel von dem zu opfern, was unverzichtbar zu einem sozialdemokratischen Verständnis von humanem Zusammenleben in unserer Zeit gehört. In *Ill Fares the Land* hatte der leidenschaftliche Linke den Verfall der sozialdemokratischen Politik vor allem im Hinblick auf die Privatisierung zentraler öffentlicher Güter und Infrastrukturen geißelt, die für ein gutes Leben der meisten Menschen seiner Meinung nach in Wahrheit unverzichtbar sind. Hier nun erfahren wir, warum gerade dieser Teil der sozialdemokratischen Problemgeschichte seinen besonderen Zorn erregte, hatte er doch als Kind und als Jugendlicher große Teile seiner Freizeit mit ziellosem Reisevergnügen in den öffentlichen Verkehrsmitteln Londons zugebracht, Straßenbahnen, Bussen und Zügen, zu denen er eine Art Jugendliebe entwickelte, wie seine schwärmerischen Erinnerungen an die gepflegten Waggons und das zugewandte Personal jener Zeit bezeugen. Sein, von euphorischen Progressisten kritisiert, sozialdemokratischer Konservatismus hat hier seine Wurzeln. Er gründet nicht in Fortschrittskepsis oder dem Unvermögen zu neuen Ideen, sondern in der Erfahrung, dass es sozialdemokratische Errungenschaften gibt, die unter allen Umständen zu bewahren sind. Nicht nur, weil

sie einen unvergänglichen Wert besitzen, sondern ebenso weil sie das Fundament bilden, auf dem die kapitalistische Demokratie beruht und alles ins Rutschen käme, wenn das vergessen werden würde.

Es sind durchweg die Erlebnisse und Erfahrungen und nicht die intellektuellen Gefechte, an denen diese Erinnerungen den Werdegang, das Reifen von Überzeugungen und deren Korrektur deutlich werden lassen. Der ganze Text ist von einer warmherzigen, kultivierten Menschlichkeit durchdrungen, gleichviel ob es um die Straßen und Menschen in der Erlebniswelt der Kindheit geht, um den Umgang mit Studenten, Kollegen, um das andere Geschlecht oder um Israel und das Judentum des Autors. Das schmale Buch mit seinen Miniaturen ist weder eine Lebensgeschichte des exzellenten Historikers und schon gar keine Geschichte seiner Lebenszeit. Aber es wirft doch auf viele Ereignisse dieser Spanne ein neues Licht und verschafft ihnen einen anderen Aufschluss. Sichtbar wird vor allem bei der Schilderung von Alltagsdingen, den öffentlichen Verkehrsmitteln, den Umgangsformen an der Universität, dem Wandel im Verhältnis der Geschlechter zueinander, wie gewaltig die Traditionsbrüche waren, die oft nur in einem oder zwei Jahrzehnten die Lebensverhältnisse der Menschen von Grund auf änderten.

Mit schlichter Authentizität klärt Tony Judt gegen Ende des Bandes die Fragen seines Jüdischseins, die für ihn wichtig sind. Obgleich in einer säkularen Familie aufgewachsen und nie an den religiösen Traditionen des Judentums interessiert, hat er sein Leben lang nie gezögert, sich als Jude zu bezeichnen – auch wenn er nicht sagen konnte, was das im Kern bedeutet. Aber die Erfahrung des nationalsozialistischen Antisemitismus hat dieser Zugehörigkeit von außen ein todbringendes Brandmal aufgedrückt, dem sich keiner der Betroffenen entziehen konnte. Diesen Kampf wollte Judt als Jude aufnehmen. Dabei reifte auch seine Überzeugung, dass im Begriff der

Identität der Teufel wohnt, weil er Festlegungen erzwingt, die keinem Menschen gerecht werden. Tony, Tony Avigail, das war der Name seiner Tante, die nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet wurde: »Jude sein ist für mich die Bereitschaft zu kollektiver Selbstbefragung und unbequemer Wahrheit, jene Unabhängigkeit im Denken, für die wir einst bekannt waren. Es reicht

nicht, die Konventionen anderer Leute zu verwerfen. Wir müssen auch die unnach-sichtigsten Kritiker unserer selbst sein. Dieser Vergangenheit fühle ich mich verpflichtet. Darum bin ich Jude. Tony Avigail wurde 1942 nach Auschwitz deportiert und dort als Jüdin vergast. Ich trage ihren Namen.«

Tony Judt: Das Chalet der Erinnerungen. Hanser, München 2012, 224 S., € 18,90. ■

Wolfgang Schneider

Verwaltung oder Gestaltung?

Was man von der Kulturpolitik in Österreich lernen kann

Wolfgang Schneider

(* 1954) ist Direktor des Instituts für Kulturpolitik der Universität Hildesheim, Vertrauensdozent der FES und war Sachverständiges Mitglied der Enquete-Kommission »Kultur in Deutschland« des Deutschen Bundestages.

schneider@uni-hildesheim.de



Kulturpolitik meint gemeinhin die gesellschaftliche Gestaltung einer Kulturlandschaft durch Politik, Zivilgesellschaft und Markt. Sie ist als Politikfeld in der Praxis identifizierbar, sie ist innerhalb der Gebietskörperschaften institutionalisiert und sie ist auch in der Wissenschaftsgemeinde als Forschungsgebiet entdeckt. Die Konstituierung hat insbesondere in autokratischen Staatsformen stattgefunden, in Demokratien ist sie vor allem in Westeuropa nach 1970 entwickelt worden. Ehergehend lassen sich wissenschaftliche Diskurse ableiten, Theoriebildungen nachvollziehen, konzeptionelle Modelle benennen. Ein Manko ist eher die Einordnung in Wissenschaftsdisziplinen. Die Politikwissenschaft hat sich weltweit bisher eher stiefmütterlich mit den Erscheinungsformen von Kulturpolitik beschäftigt, die Kulturwissenschaften im europäischen Raum

haben nur ansatzweise Bezüge zur kulturellen Infrastruktur herzustellen versucht. Ein Fach Kulturpolitik, das sich interdisziplinär versteht und in mindestens diesen beiden verwandten Wissenschaften Verankerungen sucht, ist gerade erst am Entstehen; wenn auch gelegentlich nur mit Fokussierung auf das Kulturmanagement.

In diesem Zusammenhang ist die Habilitationsschrift zur Kulturpolitik in Österreich von Michael Wimmer von großer Bedeutung. Er versucht eine Standortbestimmung der Kulturnation Österreich, erörtert das Verhältnis von Kultur und Politik, analysiert kulturpolitische Instrumente und will dazu beitragen, dass Kulturpolitik als ein eigenes Politikfeld wahrnehmbar wird. »Die vorliegende Arbeit versteht sich als eine Suchbewegung«, heißt es in der Einleitung.

Wimmers Werk ist geleitet von der Idee der Wiedererfindung einer demokratisch verfassten Kulturpolitik. Vielfältig wird belegt, dass kulturpolitische Grundlagen fehlen, dass es ein Desiderat an diesbezüglichen Diskursen gibt und dass auch deshalb Kulturpolitik als Politikfeld im Vergleich mit anderen Bereichen eher eine untergeordnete Rolle spielt. »In Österreich beschränkte sich die wohlfahrtsstaatliche